

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

18 (30.4.1939)



Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 30. April 1939

Folge 18 / Jahrgang 1939

Mann an der Fahne

KAMERADEN ERZÄHLEN VON DR. LEY

Zum diesjährigen Kreisstag der NSDAP, Kreis Karlsruhe, wurde Dr. Ley Ehren doktor der Karlsruher Technischen Hochschule. Dr. Ley kam zur Entgegennahme der Ehrung nach Karlsruhe. Damals veröffentlichten wir einen größeren Abschnitt unter der Überschrift „Herr Dr. Ley, Sie sind verhaftet“. Er war dem Buch entnommen „Mann an der Fahne“, das im Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München, herausgegeben ist. Aufgeschrieben ist dieses Werk von Walter Kiehl, einem Mitarbeiter Robert Ley's. Wer dieses Buch, in dessen Mittelpunkt einer der ältesten und treuesten Kämpfer Adolf Hitlers steht, in die Hand nimmt, der erwartet keine nach landläufigen Gesichtspunkten aufgezeichnete Biographie, dieses Buch ist viel mehr, weil sich in ihm aufgezeichnet in zahlreichen Beispielen die Taten der Männer widerpiegeln, die mit Dr. Ley in der Kampfzeit Schulter an Schulter standen und noch heute zu seinen engsten Mitarbeitern gehören. Man muß den Titel des Buches „Mann an der Fahne“ mit Aufmerksamkeit lesen, dann wird man von diesem Buch gar nichts anderes erwarten können, als das, was es wirklich ist: der Kampf eines Mannes für Deutschland. Diesen Kampf führt er zuerst als Flieger draußen im Feld, bis er nach einem Absturz gefangen genommen wird mit seinem Kameraden Mäulen zusammen, und führt ihn weiter seit 1924 als ebenso leidenschaftlicher wie treuer Kämpfer in den Reihen Adolf Hitlers. Beim Stapellauf des neuen Ady-Schiffes „Robert Ley“ sprach der Führer in seiner Weisheit die Worte: „Jetzt sind wir im Begriff, die Armeen des deutschen Arbeiters vom Stapel zu lassen, und ich will diesem Schiff den Namen meines größten Idealisten in der deutschen Arbeiterbewegung, den Namen meines alten Mitkämpfers und Parteigenossen Dr. Ley“. Das sind Worte der Anerkennung, wie sie bedeutender in unserer Gegenwart nicht ausgesprochen werden können, kommen sie doch aus dem Munde des Führers selbst. Wer aber dieses Buch über den Mann in die Hand nimmt, dessen Leben bis jetzt ganz im Dienst des schaffenden deutschen Menschen stand, wird Seite für Seite die Bestätigung erhalten, daß Dr. Ley unermüdet sich im Kampf für den deutschen Menschen und Deutsch-

land verkehrte. Am 1. Mai aber marschiert er als Schöpfer der Riesenorganisation der Deutschen Arbeitsfront an der Spitze aller Schaffenden. Was Lage also näher als eine eindringliche Beschäftigung mit dem Buch, in dessen Mittelpunkt Dr. Ley steht. Lassen wir es in einigen besonders beispielhaften Abschnitten zu uns sprechen.

„Wir sind gefangen!“

Gleich bei Kriegsausbruch hatte sich Dr. Ley freiwillig gemeldet und zuerst als Artillerist draußen im Feld gestanden. Als der Aufruf an die Tapfersten und Mutigsten unter den deutschen Soldaten ergab, sich zur Fliegerei zu melden, ist Dr. Ley unter ihnen. Als Flieger fehlt es ihm niemals an nervenanstrengenden Erlebnissen. 1917 in Flandern ereilt ihn das Schicksal zusammen mit seinem Kameraden Mäulen, der die deutsche Maschine führt:

„Das MG. des Leutnants Ley ist auf einmal still. Mäulen sucht im Rückenpiegel.“

„Schwarz ist sein Gesicht auf einmal.“

Da liegt sein Leutnant seitlich über der Bordwand, der Oberkörper hängt heraus — die Hand hängt über dem Bordrand, als ob sie gar nicht dazu gehörte ...

Mäulen brüllt auf — aber schon liegt die Hand instinktiv am Tiefenfeuer. Er reißt die Maschine in die Tiefe.

800 — 1000 Meter hinunter — das war die Rettung. „Herr Leutnant!“ — schreit Mäulen wieder nach dem Abfangen. Er muß ja wissen, was mit seinem Leutnant ist ...

Da regt sich der ...

Eine wilde, heiße Freude schießt in Mäulen hoch!

Ich krieg ihn lebend heim! Ich krieg ihn lebend heim!

Aber, wo sind wir jetzt eigentlich? Hüben oder drüben? Mäulen sucht verzweifelt, sich zu orientieren. Sucht aus 800 Meter Höhe zu erkennen, wo er ist. Er sieht sich nach dem Leutnant um, vielleicht ...

Ley hat verflucht, sich halb aufzurichten — sein Gesicht ist schmerzverzerrt — er winkt matt mit der Hand, versucht zu sprechen oder zu schreien. Mäulen versteht ihn nicht. Dann fällt der Leutnant Ley wieder zurück ...

Verzweifelt sucht Mäulen wieder weiter — jetzt nur noch einen Landeplatz — einerlei — vor allem muß ich jetzt mit dem schwervermündeten Kameraden landen. Das muß ich jetzt vor allem ändern.

Da — auf einmal befällt diesen unerfahrenen Mann das Entsetzen. Ein Schwarm von 6 bis 8 Flugzeugen fliebt wie Habichte erneut auf sie herunter, jagen ihnen einen konzentrierten Geschößhagel in die Maschine — wollen die beiden zu Tode hetzen.

Da ist es, als ob der Leutnant die Not seiner Kameraden um ihn spürt. Er erwacht — reißt die Deute auf ihn niederhaken — verflucht mit letzter Kraft das MG. auf den Feind zu richten — schießt — schießt — schießt — Auf 100 Meter sind sie heruntergedrückt — haben keine Freiheit der Bewegung mehr, sie kämpfen nur noch um ein ehrenvolles Ende.

Da — rote Kreuze — ein Lazarett. Sekunden fliegt Mäulen in Baumhöhe über einem abgeernteten Getreidefeld, setzt zur Landung an ...

„Wir sind ja gefangen ...!“

Leutnant Ley schreit es mit letzter Kraft.“

Der Weg zu Hitler

Nach seiner Rückkehr in die Heimat bei Friedensschluss beendet Robert Ley sein Studium, promoviert zum Dr. phil. und wird als Nahrungsmittelchemiker bei der F. G. Farben in Leverkusen angestellt. Hier wurde er, es war im Jahre 1924, zum erstenmal mit dem Nationalsozialismus befaßt. Wir lesen in dem Werk darüber folgendes: „Eines Tages fällt Dr. Ley ein Zeitungsblatt in die Hand. Zwischen gleichgültigem Geschreibsel liest er unvermittelt auf den Vorgänge vom 9. November 1923.“

Ueber diese Stunde, die sein künftiges Leben aus dem Dunkel der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit reißt, berichtet Dr. Ley selbst: „Ich las von einem Mann, den ich nie gesehen hatte.“ Ich las Adolf Hitlers Worte im Münchener Prozeß:

„Ich bin in diesen Gerichtssaal getreten, nicht um etwas abzuleugnen oder die Verantwortung abzulehnen. Ich protestiere dagegen, daß jemand anders die Verantwortung übernimmt. Ich trage die Verantwortung ganz allein. Ich kann mich nicht schuldig bekennen, aber ich bekenne mich zur Tat. Es gibt keinen Hochverrat gegen die Landesverräter von 1918. Es ist unmöglich, daß ich Hochverrat begangen habe. Ich fühle mich nicht als Hochverräter, sondern als Deutscher, der das Beste wollte für sein Volk!“

Diese Worte haben mich damals ungeheuer gepackt. Die meisten Menschen dachten sich vor der Verantwortung, keiner wollte die Verantwortung tragen für das, was in Deutschland geschah. Ob das eine kleine Gemeinde war, ob das im Lande Preußen war, ob das im Reich war, ob das in der Fabrik war, überall: Jeder versuchte, die Verantwortung abzumäßen. In der Wirtschaft war es der, der das Kapital hatte, in der Politik war es dieses Anonyme der Spitzenparteien und der Parlamente. Keiner wollte die Verantwortung tragen.



Dr. Ley mit Gauleiter Robert Wagner bei einem Besuch im Gau Baden

Und nun auf einmal war da ein Mann, der sprach: „Ich trage die Verantwortung!“

Ich vergesse nie den Augenblick, als ich das in meiner bürgerlichen Zeitung las. Was ist das? Das paßt so gar nicht in diese Zeit hinein. Was ist das für ein Mann, was will er, was redet er, was ist überhaupt in München? Ich wurde gepackt von etwas ganz Neuem, was ich bis dahin nicht kannte.

Ich versuchte alles zu erhalten, was über Adolf Hitler zu erhalten war. Ich versuchte, Menschen zu finden, die ebenso dachten, ich versuchte Anhänger dieses Mannes zu hören.“

Und als Dr. Ley seinen neuen Glauben gefunden hatte, wurde er einer der leidenschaftlichsten Kämpfer für diese Idee. Sie war aber die Idee Adolf Hitlers.

Redner der Kampfzeit

1928 ist eine kommunistische Versammlung in Leverkusen bei Menraths angelegt. Ein jüdischer Reichstagsabgeordneter aus Berlin soll sprechen. Aber auch die Nazis sind zur Stelle unter der Führung von Dr. Ley.

Nach der Eröffnung wird bekanntgemacht, daß der Redner des Tages plötzlich erkrankt und daher am Kommen verhindert wäre. Der Jude hatte gekniffen!

Ein großes Durcheinander entsteht. Jöhlen, Weifen, Trampeln, Schreien. Der Doktor ist auf einen Tisch gestiegen und regiert seine Götter. Schon droht die Versammlung aufzukleben. Da holt die Kommune die Polizei, um die Ruhe im Saal wieder herzustellen. Als nach langem Hin und Her sich der Versammlungsleiter endlich durchsetzt, verlangen wir sofort im Sprechchor: „Zur Geschäftsordnung! Eine halbe Stunde Redezeit für Dr. Ley!“

Ranges Verhandeln. Schließlich geben sie nach. Die halbe Stunde wird zugesagt. Nun verliert die Kommune eine andere Taktik: für ihren ausgelebten Juden sehen sie vier andere Redner ein, um damit die Versammlung in die Länge zu ziehen, die Leute zu ermüden, und schließlich, wenn der Doktor reden will, die Versammlung zu schließen.

Sie vergaßen aber dabei unsere Entschlossenheit. Gleich nach dem ersten Redner setzt das lässliche Saalkonzert ein. Es dauert so lange, bis wir unseren Doktor auf der Bühne haben. Sofort herrscht Ruhe. Diesmal sogar ohne Polizei. Jetzt legt der Doktor richtig los. Bei dem gekniffenen Juden beginnt er und endet bei dem größten kommunistischen Verbrecher von Leverkusen. Ueber eine halbe Stunde hagelt es Tatsachen. Als er seine Rede mit einem „Sieg Heil!“ auf den Führer und das deutsche Volk beendet hat, verlassen wir mit ihm an der Spitze, das Deutschlandlied singend, geschlossen den Saal. Mit langen Gesichtern muß die KPD aufsehen, wie sich viele von ihren bisherigen Anhängern uns anschließen.“

Mit diesen, eine deutliche Sprache sprechenden Beispielen wollen wir abschließen, obwohl wir wissen, daß sie nur ein winzig kleiner Auszug sind aus der Fülle des in diesem Buch über den „Mann an der Fahne“ dargebotenen Materials. Walter Kiehl ist es durch die geschickte Zusammensetzung des Materials und durch die klare Auswahl gelungen, ein geschlossenes Bild von der Persönlichkeit Dr. Robert Ley's zu geben. In den wertvollen Texten ist ein ausgezeichnetes Bildmaterial gefügt, durch das die Bildhaftigkeit des Buches gewinnt. In seiner Gesamtheit aber ist das Buch nicht nur die Aufzeichnung des Kampfweges eines der führenden Männer der Bewegung, sondern gleichzeitig damit ein Dokument der Geschichte der Bewegung, der jeder Augenblick des Lebens dieses Mannes galt.

Günther Röhrdaaz.



So fröhlich sind die Arbeiter in Gesellschaft Dr. Ley's

Aufn.: H. Ahrens, Koblenz



Bis in das vergangene Jahrhundert hinein war der Haushalt weitgehend auf Selbsterzeugung des zum Leben Nötigen eingestellt. Da wurde noch die Wäsche und der größte Teil der Kleider im Hause genäht, Obst und Gemüse selbst gezeugt, sterilisiert und eingewintert, geschlachtet und das Fleisch für lange Zeit haltbar gemacht und was dergleichen mehr war. Diese Vielgestalt der hausfräulichen Aufgaben brachte die Hausfrau in ständige enge Fühlung zu ihrem Gesinde, da sie meist selbst mit Hand anlegte und ständig über die unzähligen Arbeiten ihre Anleitungen treffen mußte. Die Hausgehilfin war in diesem weiten Aufgabenkreis nicht nur Untergebene, sie war die unentbehrliche Arbeitsgefährtin, auf deren Schultern mit ein Stück Verantwortung lag. Das Hausfaktotum, die alte treue Seele, die im unentwegten selbstlosen Dienst bei ihrer Herrschaft ergraut und von allen Familienangehörigen geachtet und als ein Stück Heimat empfunden wird, ist das glückliche Ergebnis dieser Verhältnisse.

Mit der zunehmenden Industrialisierung vollzog sich, wie auf so vielen anderen Gebieten, auch in der Hauswirtschaft eine bedeutende Wandlung. Mehr und mehr ging die Eigenerzeugung durch den Kauf fertiger Waren zurück. Viel ehemals zum Bereiten und Aufbewahren von Lebensmitteln, Geräten und sonstigem in den Haushalten benötigter Raum wurde überflüssig. Das Wachstum der Städte drängte die einzelnen Wohngemeinschaften zusammen. Der heute vorwiegende städtische Kleinhäusler entwickelte sich. In dem Maße, wie die Ernährungs- und Raumfrage durch diese Entwicklung an Bedeutung gewann, machte sich auch eine Abnahme der Kinderzahl bemerkbar, die sich schließlich bis zum Vorwalten des Ein- und Zweifindersystems überhöhte. Der hausfräuliche Wirkungskreis verengte sich und ließ den Hausfrauen Zeit und Muße, sich auch mit geistigen und künstlerischen Fragen zu beschäftigen, die früher bei der breiten Masse der Bürgerfrauen kaum Beachtung fanden.

Der Bildungs- und Interessenunterschied zog eine Kluft zwischen Hausfrau und Hausgehilfin. Die dem verengten Haushalt verbleibende einförmige Arbeit hielt nur eine dürftige Verbindung zwischen beiden aufrecht. Aus der Hausherrin und dem Gesinde von einst wurden die gnädige Frau und die Diensthöfchen. Die liberalistische Lebenseinstellung verschärfte diesen Klassengegensatz. Man bezahlte die Hausangestellte und glaubte damit alle Pflichten ihr gegenüber erfüllt zu haben. Das Gefühl für die Verantwortung, die sie für das geistige und leibliche Wohl der ihrem Hausstand eingefügten Menschen trugen, ging

vielen Hausfrauen verloren. Häufig wurden die Hausangestellten ausgenutzt und bis zum äußersten überanstrengt. Ohne innere Bindung an die Herrschaft, gleich-

gültig und unzufrieden, taten sie ihre Pflicht und wechselten alle paar Jahre oder auch alle paar Monate in andere Dienste.

Wie liegen nun die Verhältnisse heute?

Nach der langen liberalistischen Zerrföhrung werden sich die Frauen des neuen Deutschland immer deutlicher der hohen Aufgabe bewußt, die sie über den Rahmen der eigenen Häuslichkeit hinaus als Hausfrau und Mutter der großen Gemeinschaft ihres Volkes verpflichtet. Die Geburtenziffern sind im Steigen. Wenn wir uns auch nicht verhehlen wollen, daß wir das Geburtenziffern noch lange nicht erreicht haben. Durch die wachsende Bautätigkeit wird ein breiterer Wohnraum geschaffen. Der Tätigkeitsbereich der Hausfrau beginnt sich langsam wieder zu erweitern.

Unter dem schlichten Einfluß nationalsozialistischer Weltanschauung schwindet allmählich der schroffe Klas-



Aufnahmen: „Führer“ (Geschwindner) 5.

sengegensatz zwischen Hausfrau und Hausgehilfin. Wer heute eine junge Hausangestellte in sein Heim nimmt, nimmt damit der Allgemeinheit gegenüber die moralische Verpflichtung auf, dem Mädchen nicht nur Arbeitgeberin, sondern auch Vorbild und Leiterin zu sein, auf daß ein kräftiges, hauswirtschaftlich tüchtiges Frauengeschlecht in die deutsche Zukunft wächst.

Der Staat selbst schützt die Rechte der Hausgehilfin, bewahrt sie vor Ausnutzung und billigt ihr gegenüber früher eine größere Freiheit zu. Damit wird aber auch an die Hausgehilfin die entschiedene Forderung gestellt, daß sie erkennt, wie Freiheit letzten Endes eine Bindung an eine innere Verpflichtung ist. Die Ge-

meinschaft, die ihr mehr Rechte gibt, gibt ihr zugleich mehr Pflichten, denn sie verlangt als selbstverständlich die Treue der Hausgehilfin gegenüber der Familie, deren Brot sie isst. Es geht nicht mehr an, daß die Hausgehilfin aus egoistischen Motiven versagt, wenn einmal die Erkrankung eines Familienmitgliedes oder sonstige Umstände es nötig machen, auch an sie für einige Tage erhöhte Ansprüche zu stellen. So wie der junge Mann beim Militär durch die Kraft des Dienens ins Leben reift, muß auch die junge Hausgehilfin lernen sich zu fügen und sich einer Gemeinschaft ein- und unterzuordnen. Sie muß sich lösen von der materialistischen Denkart hier Arbeit — hier Lohn und sich wieder als ein zugehöriges Mitglied des Hauses fühlen, in dem sie tätig ist, und in dem sie mit innerer Anteilnahme ihre Arbeit tut. Was von ihr an häuslicher Arbeitsleistung verlangt wird, bleibt ja auch bei starker Beanspruchung meist noch hinter dem zurück, was das Leben später von ihr als gewissenhafter Frau und Mutter fordern wird.

*

Wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß das tiefe Ethos, welches unsere Zeit der Familie gegeben hat, das Verständnis von Hausfrauen und Hausgehilfinen zunehmend vertieft und fördert und aus der Wurzel der Häuslichkeit ein echtes Frauentum weiterwächst, das zum Segen des ganzen Volkes seine Kräfte entfaltet.

Oly Sölm



VATER BRANDIS

Von Richard Euringer

Nach fünfzig Jahren unbescholtener Dienstleistung schied Vater Brandis von seinem Posten als Pförtner der Ambrosischen Weberei. Er hätte gern die zwei Jährchen, die ihm vielleicht noch zu leben vergönnt waren, in dem warmen Ausguckfenster vollends hingebachtet, aber ihm blieb etwas zu tun; Vater Brandis trug einen Kummer.

Nicht nach seinem leiblichen Kapuznerbart nämlich, sondern nach seinem ungeliebten Sohn hieß der Alte Vater Brandis. Dieser Sohn, ein Tunichtgut, lastete auf seinem Leben. Vielleicht konnte er nichts dafür, vielleicht traf ihn eine Schuld, ihn, den Sohn, wie ihn, den Vater. Vielleicht war es falsch gewesen, einen Jungen in die Fremde hinaus zu stoßen, weil er eine Dummheit gemacht. Nun, sie hatten's beide gebüßt. Der Junge durch eine unsterbliche Irrfahrt von Land zu Land, von Enttäuschung zu Enttäuschung, von Verzweiflung zu Verzweiflung. Der Alte durch die freudlose Sorge und ewige Angst vor neuen Streichen und schrecklichen Briefen.

Vater Brandis schickte seit gut dreißig Jahren seine paar Sparpfennige hinter diesem Jungen her, seine flehentlichen Bitten, sein Gebet und seinen Segen, aber es war ihm nicht zu helfen. Ob ihm ein Brief erreichte, trieb er schon wieder anderswo, langerte und hungerte, diente auf Schiffen, hängte sich an Kameraden, die ihn plündern und preisgaben, nahm sich ein Weib und lief ihr davon, grub nach Gold und verlor es in Glend. Seiner Unkraft genügte die Welt nicht, während der Alte dankbar gewesen wäre, wenn er in Frieden in seinem Stübchen hätte hausen dürfen, ohne die dauernde Herzensnot und die Schamernt seiner Ohnmacht, diesem einzigen Sohn zu helfen. Er wünschte sich nur noch den Frieden des Schlafes, der die Erdennüchternheit von der Brust der Mühen wälzt. Als er die vergilbten Wäldchen von der Wand seiner Pförtnerhütte löste, um ins Altersheim zu übersiedeln, war ihm, als löse er sein Leben so von dieser irdischen Welt: da blieb nur ein heller Fleck, dieses schwebende blassene Meer, bis der Nachfolger sie füllte. Aber wie dann seine Tabakspfeife, seinen Altersschein und seine Bibel zusammenkrante, lag auf dem Grunde der Tischplatte, wie begraben und versteinert unter Andenken und Sterbebildchen, die Jünglingsphotographie seines friedlosen Sorgenkinds.

Vater Brandis Hände zitterten, als er sie auf sein Bündel legte. Plötzlich wog dies Bündel schwer, das er bangte, es die letzte Strecke bis in sein Greisenheim zu schleppen. Plötzlich aber wußte er auch, was ihm aufgetragen war als eine späte Abschiedspflicht, ehe er Ruhe finden dürfte.

Dreißig gedrückte Jahre lang hatte er sein reinliches fleisches Weantleben gegen Erschütterung — wenigstens äußerlich — verriegelt; jetzt galt keine Ausflucht mehr. Jetzt fand er nicht mehr in Dienst und Pflicht, jetzt war er nichts als ein alter Mann, den sie Vater Brandis nannten, ohne nach dem Sohn zu fragen.

Dreißig gedrückte Jahre hatte er ihn nur im Traum gesehen unter Golbgründern und Birnen, in Budiken und Spelunken; jetzt galt keine Ausflucht mehr.

Vater Brandis fürchtete sich vor seinem Fleisch und Blut. Er wußte, daß es sein Tod werde, aber er wußte gleichermaßen, daß er nicht werde sterben können ohne dieses Wiedersehen.

In seinen Fingern zitterte das Jünglingsbild. Mit den Augen einer Mutter, die der unter den Rasen gebracht, dachte es ihn an. Mit den Augen eines Vaters, hinter dessen Stirn es ewiger Vorwurf und Kummer war. So, so unermüdet und hoffnungsvoll mußte der Junge ihm entgeilen. Und nun blieb nur das Wiedersehen.

Vater Brandis wagte nicht, ihn ins Altersheim zu bitten. Er wußte, daß er nicht kommen würde. Aus dem Trotz seiner letzten Scham. Aber er brachte in seinem Alter auch nicht die Opferkräfte auf, seine beschiedene Bürgerlichkeit nach Jahrzehnten ängstlicher Ordnung nun am Ende noch zu verwirren. Er lagte sich dieser Selbstsucht an, aber er vermochte nichts gegen die Grenzen seiner Menschlichkeit.

Vater Brandis besorgte sich Paß und Sichtvermerk, meldete drei Tage an, während deren Frühstück und Mittagessen und Frühstück nicht auf ihn warten sollten, und betrug den Zug nach Holland. Jemand in Rotterdam, hinter den Petroleumstand der süßwässrigen Hafengegend, im Logis einer alten Gutsmacherin wußte er den verlorenen Jungen. Uebermüdet, betäubt von Karm und Dröhnen der fremden Stadt, überreitet und schmerzhaft gespannt, wie jermalmt zwischen Riesenschiffen und gemauerten Häuserblöcken trug der Alte in ein billiges Hotel und lag schlaflos eine Nacht im Dupenstrei und Sirenenheulen, tränenlos und hoffnungslos. Als der Handbedienter die ersten gepulsten Schritte vor die Kammertüren stellte, sah Vater Brandis seine Schuldigkeit und schlich in den frühen Morgen hinaus. Nachwandelnd, sich selber fremd, nästern und wie ausgeblödet, suchte er sich in den kalten Zwischengassen halbwegs zurecht. Hafenarbeiter, Schauerleute, Polizisten, Fuhrmannskarren, Seemannsfrauen schoben achlos an ihm vorbei. Er blühte

krampfhaft vor sich hin. Nur wenn niemand um ihn war, wagte er Schilber abzulefen oder — stehen bleibend sein dünn pulsendes Herz zu beruhigen. Aber er verhebberte sich immer atemloser, je näher er dem Ziele kam. Als er den Gassennamen las, schien das Herz vollends auszuweichen. Schwindlig vor Erschöpfung tappte er Nummer um Nummer ab. Dann verlagten plötzlich die Füße. Wind vor Ohnmacht laumelte er einer Gaststube zu, griff das Geländer und sank hin. Wie ein Almosenbeteller hochte er am Gassenrand, kalten Schweiß auf entblößter Stirn.

Da tat an dem Gassenquartier gegenüber sich ein windstilles Fenster auf, und der Kopf eines Menschen erschien, der auf die Gasse spähte. Ein blöder, entseelter, ein fürchterlicher Menschenkopf, das der Alte sich entsetzte. Er wagte den Gedanken nicht, der ihn wie ein Faustschlag ins Herz traf. Seine Augen starrten weit nach dem Schrecknis der Erscheinung. Sie verfiel und schrie wieder. Brandis wagte keine Regung. Jedesmal spie der Mensch auf die Gasse, einmal setzte er sich aufs Gefäß und sprach ungeschickt in die Stube. Schließlich trat er aus dem Haus.

Brandis schrumpfte, als die stehenden Menschengen auf ihn zuzukommen schienen. Aber der Mann spie in die Gasse, wandte sich, die Fäuste in der Hosentasche, hummelig lobte dem Hofen zu. Vater Brandis schaute vor Schmerz. Aber er vermochte es nicht; er vermochte nicht den Schrei, der nach dem Mann aufhorchen ließe, nicht den Schritt, ihm nachzuwachen. Er mußte, daß seine Liebe Opfer und Opfer um Opfer gebracht, weil sie dies letzte nicht vermochte. Er schloß die Augen und klagte sich an und sprach sich frei und klagte sich an und wußte, daß sein Tod bang sein werde wie sein Leben bang gewesen. Er wünschte sich, nie wieder aufzustehen, sondern so hoch zu bleiben eine Ungeleit hindurch. Vielleicht schiefte er schon, da er so dachte; denn er merkte nicht, daß aus jener Gassenstirne nun ein zweiter Mann hervortrat. Der sah den Alten, ärgerte und kam herzu.

Jemand etwas an der kauernden Greisen Gestalt griff ihm an die Seele. Er beugte die Stirn über ihn hin,

Die alte Magd

Von Max F. Bevern

Sie lehrte mich den ersten Schritt, Nach meiner Mutter Tod. Sie trug mich auf dem Rücken mit, Und weichte mir das Brot.

Sie mächte viele Sommer lang, Ich spielte froh im Gras. Im Winter ihr die Nadel klang, Wenn sie beim Stricken saß.

Sie werkte noch im Haus und Stall, Und sie schon siebzig Jahr' Erwarb mir Spiel und Gummiball, Obwohl sie ärmlich war.

Und lag ich krank, so wachte sie Gar manche lange Nacht, Und hat mir Mär und Melodie Ins junge Herz gebracht.

An einem Abend, schön und rot, Verstarb die treue Magd; Mir war die zweite Mutter tot, So tief hab' ich geklagt.

... einem sorgemolle, aber immer noch die Seiten wie auf jenem Jünglingsbildnis. Als er die Atemzüge des felsamen Bettlers erlauskte, schien er beruhigt. Aber auch dann noch blieb er heben und betrachtete den Schläfer. „Wenn ich nicht wüßte“, dachte der Fabrikarbeiter Brandis, „daß es gänzlich unmöglich ist, müßte der da mein Vater sein. So ist es irgendein Mier, der wohl auch seinen Kummer hat.“ Und er seufzte wie ein Mann, der viel dumme Streiche büßt. Er mußte weiter, Tagelohn verdienen. Das Bild dieses „fremden“ alten Mannes aber grub sich ihm merkwürdig ein, daß er es nicht vergessen konnte.

Vater Brandis fand, als er — ein Greis — in sein Greisenheim kehrte, einen wunderbar guten Brief seines „fürchterlichen“ Sohnes.

Der Zusammenstoß

Von Walter Artur Weber

Holtmann, der Zugmaschinenfahrer, stand in seinem Garten. Von frisch der frühlinghafte Wind um sein junges Gesicht und kühl führte er zu, wie sich in dem leise bewegenden Geäst knippenwellender Bäume die Vögel

nicht genug tun konnten mit Pfeifen und Trillern, Zwitschern und Singen. Und wo Holtmann auch hinsah, da gewahrte er im warmen Strahl der erstarrenden Sonne an allen Ecken und Enden die ersten vertrauten Voten des steigenden Frühlings und ein Gefühl der Zufriedenheit, des Glückes und der Dankbarkeit gegen das Leben erfaßte ihn. Daß er etwas tun mußte, um den großen Gefühlen in ihm ein sichtbar Zeichen zu geben.

Er suchte die schönsten Stellen im jungen Grün des Rundbeetes, die leuchtendsten Stiefmütterchen und die prächtigsten Dolben roter und gelber Primel zu einem Strauch zufammen und ging dann in einer selbstsam traumhaften, aber alles Alltägliche hinausgehobenen Stimmung heimwärts. — Ueber ihm, im gleichen Dazwischen, wohnte eine Frau Winter; Mutter von drei ferngefunten, frischen Kindern. Die hatte heute ihren Geburtstag, wie ihm am Morgen schon der siebenjährige wichtig-tuerlich verraten. Schon immer hatte er die Frau bewundert, wie sie es fertig brachte, daß sie bei dem kleinen Einkommen des Mannes die Kinder so nett und freundlich kleiden konnte, daß man über die Ordentlichkeit und Sauberkeit ihres Haushaltes nur Gutes hörte und sie selbst trotz der vielen Arbeit stets adrett auslief und noch immer einen munteren Glanz für jeden Abend hatte. Ja, das war eine wundervolle Frau und Mutter, diese Frau Winter. Und ihr wollte er, so ganz aus seinem überfrohen Herzen heraus, als ein Zeichen seiner Bewunderung und Achtung, die Blumen schenken.

Am nächsten Morgen aber fuhr Martin Winter, der Gatte dieser Frau, mit kühnerem Gesicht zur Arbeit. So ganz im Innern, da wußte er eigentlich, daß alles das, was er gestern Abend im Aergern und Zorn so herausgesprochen hatte — ihm nicht gerade zur Ehre gereichte. Freilich, aber wenn auf dem Geburtstagsstische der eigenen Frau auch Blumen von einem fremden Manne stehen, da soll man nichts sagen! ... Und wie zur Verfestigung trat Martin nachdrücklicher in die Pedalen seines Rades. Aber stets erneut kehrten seine Gedanken zu dem einen Punkt zurück. Er

laube sich der junge Kerl, dieser Holtmann, einer verheirateten Frau und Mutter von drei Kindern — Blumen zu schenken! Sollte der sich doch ein junges Mädchen zu so etwas suchen. So eine Draufgänger! ... Und das hatte er dem Holtmann unbedingt sagen müssen, so daß es am gleichen Abend noch zwischen ihnen beiden zu einem Zusammenstoß gekommen war. Freilich, viel hatte der andere nicht auf seine Vorwürfe erwidert. Blah und ruhig war er gewesen, als er herausgefragelt wurde und vernahm, was los war. Nichts weiter hatte er zuletzt gesagt als: „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie etwas an meinen paar Blumen nehmen würden, hätte ich es selbstverständlich nicht getan, Kamerad Winter. Ich bitte Sie deshalb um Entschuldigung!“

„An das dachte Martin jetzt, auf dem Wege zur Arbeitsstätte. Der Holtmann sollte ihm nur nicht noch mal über den Weg laufen ... Doch als hätten seine Gedanken diesen gerufen, so schnell kam ihm der andere plötzlich ins Blickfeld! Auf dem Führerhieb einer ratternden Zugmaschine, die in diesem Augenblick hinter der Straßenecke hervorkam, sah Holtmann im Nu die Frau in Martin wieder der Grimm über seinen Gegner hoch. Ausgerechnet der er mußte ihm jetzt begegnen! Na, wegen dem fuhr er noch lange nicht schneller, um über die Kreuzung zu kommen. Und gar warten, bis der andere vorbei war? Erst recht nicht! ... Und schon geschah es! Obwohl Holtmann hätte an den Hebel der Maschine rih und fast augenblicklich stoppte — gab es einen Knack — ein Knirschen — Aufschreien aus Menschengefellen — das Unheil war da. ... Winter lag am Boden! — Doch als Hilfsbereite ihm aufstehen wollten, da erhob er sich bereits von allein, klopfte sich den Staub von Hosen und Jacke und war selbst verwundert, daß ihm so gar nichts weiter geschah war. Nur das hintere Schüsselchen seines Rades hatte es dafür um so gründlicher erwischt. Aber das ließ sich reparieren. Und — vielleicht auch noch etwas anderes ... Martin sah zu Holtmann hin, der von seiner Maschine abstieg und genau so blah war wie gestern Abend, als ... Und während Martin das Schüsselchen des Rades zurechtzog, um wenigstens weiterfahren zu können, sagte er zu sich selbst in Gedanken: Ist mir ganz recht geschähen. Noch ganz anders hätte meine Strafe ausfallen müssen. Eiferfüchtig war ich, weiter nichts. Wegen lo ein paar Blumen ... Und was das etwa sein von mir, auch gegen Renate? So eine Frau kriegt ich nie wieder. Aee, Martin, pfui Teufel! Wache ich da wegen einer so harmlosen Sache einen derartigen Skandal gestern Abend. Ich selber hätte Renate solche Blumen bringen müssen, das wäre das Richtige gewesen. Und mache mir den Holtmann deswegen zum Feinde. So einen anständigen Kerl. Bombastisch mache ich ihm nun noch Ungelegenheiten. Und an allem bin ich schuld! Ueberhaupt mit dem Holtmann möchte ich nicht in der Arbeit tauschen. Diese Verantwortung und dauernde Nervenaufspannung, der Ärger, der Motordruck ... und da erschwere ich ihm seinen schwierigen Broterwerb auf diese Weise noch mehr! Ist das die Kameradschaft der Arbeit? Pfui Teufel, Martin! ...

Da unterbrach einer seine Gedankengänge: „Sie, ist Ihnen etwas geschähen? ... Soll ich einen Polizeibeamten holen?“ ... Schnell fuhr Martin herum: „Mir — etwas geschähen? Keine Spur! War doch selber daran schuld. Und von wegen einen Beamten holen; wegen dem bishen verbotenen Blah da am Rade? Kommt gar nicht in Frage. Aber — und dabei wachte er sich an Holtmann, der jetzt zu ihm trat. — Sie muß ich sehr um Entschuldigung bitten, Kamerad! Mache Ihnen solche Spererei. Ich weiß, ich bin ganz allein schuld. Also seien Sie mir nicht böse, wegen der Sache hier und — und auch wegen gestern Abend ...“

Da rüdete sich das bleiche und ernste Gesicht Holtmanns und schnell und fest erfaßte er voll Freude Martin's dargebotene Hand. Wieder sprach er kein Wort, aber der Druck seiner Finger sagte mehr, als es sein Mund hätte tun können.

Scherz, List und Rache

Anekdote von R. G. Bühner

Selten mögen sich zwei so listig betrogen haben wie der Gutmacher Jörg und der berühmte Schelm und Possenreißer Zipperlein in der kleinen Stadt Grünwald.

Zipperlein trat erregt in des Gutmachers Laden und sagte lech auf Jörgs bedenklich gerötete Nase zu: „Was fällt Ihnen ein, Sie?! Sie haben mich neulich mit dem Hut betrogen, den ich für meinen abwesenden Bruder bei Ihnen kaufte. Ich habe Ihnen damals deutlich gesagt: Legen Sie den Hut einseitigen beiseite, ich komme in einer Stunde zurück und nehme ihn mit, das Herumtragen ist mir jetzt zu lästig. Da schreibt mir nun mein Bruder, daß er um eine Nummer zu klein sei. Und außerdem ist es nicht der, den ich ausrichte; er war heller und von besserer Qualität. Wie kommt das, Sie?“ fragte Zipperlein forsch.

Erst wollte der Gutmacher alles bestreiten und freilich an nichts sich erinnern. Zipperlein verpostete darauf gebührend dessen willentlich kurzes Gedächtnis. Er stritt eben geblöb mit ihm, als ein Käufer eintrat, der soaleich die Dören spitzte und die emsige Aufmerksamkeit des Gutmachers mit der Begründung abschüttelte, er brauche Zeit um sich den Einkauf zu überlegen. Er hat den Gutmacher, sich doch weiter dem anderen Herrn zu widmen, er könne allein ausweichen.

Zipperlein tritt darauf ungeniert und rücksichtslos weiter, selbst als noch ein Käufer eintrat. Auch der machte große Augen, als er den Gutmacher behaupten hörte, von Betrug könne keine Rede sein, und übrigens habe er ihm den rechten Hut gegeben. „Gut“, sagte Zipperlein, ein pfiffiges Lächeln im Gesicht und mit von einem übermühtigen Zug umspielten Lippen, „gut, dann müßte also der richtige nicht mehr zu finden sein!“

„Eben, das müßte sonst komisch aussehen“, erwiderte der Gutmacher mit einer einschüchternden Bestimmtheit im Ton, und lagte zu den beiden aufmerksam beobachtenden Käufern hinüber.

„Schön“, sagte Zipperlein beruhigt, „zeigen Sie mir also dennoch Ihre Vorräte! Hier, nicht hier!“ befahl er einfach und deutete auf den Glasschrank in der Nische.

Der Gutmacher schien plötzlich ziemlich abgeneigt zu sein, die Hütte vorzuzeigen, da er sie so umständlich von den Regalen herablangte. „Wir wollen sehen“, sagte Zipperlein mit etwas freundlicher Stimme, und begann die Hütte zu verlaufen, indes der Gutmacher sich bemühte, mit den anderen Kunden ein Geschäft zu machen. Trotzdem er sie mit einer betonten Freundlichkeit behandelte, ärgerten sie. Das wußten aber er sie um Entschuldigung des Voralles, die sie gerne gewährten.

Plötzlich schrie Zipperlein: „Hier, da ist er ja!“ schrie es so spitzig und doch im Ton, als hätte man einen mühsam gefischten Fisch erwischt. Nach wandten sich alle nach Zipperlein um, der einen hellen Glanz mit schwarzem Band auf dem Gefäßfinger wie auf einer Stange tanzen ließ: „Hier, ich kenne ihn ganz genau!“

Der Gutmacher machte ein furchtbar dummes Gesicht. „An dieser Molekte innen erfahre ich ihn“, schrie er und deutete zitternd auf das rötliche Gewebe am braunen Strickband. „Wissen Sie, was Sie sind? — Ein ganz erbärmlicher Betrüger, Sie!“ schrie Zipperlein aus vollem Halse, und haute den Hut auf den Ladentisch, daß der Staub davonflog.

Erregung ergriß die Anwesenden. Der Gutmacher sah sich, Hilfe und Verständnis für menschliches Vergehen suchend, ängstlich um, las aber nur Verachtung auf allen Gesichtern.

Einer der Kunden wollte, von dieser jämmerlichen Szene offenbar angewidert, schon gehen — da trat ihm der Gutmacher in den Weg und bat ihn küstern, sich doch einen Hut auszufinden, der ihn unter der einen Bedingung nicht löse, wenn er von dieser Begebenheit schwelge, da er sonst, wenn sie öffentlich würde, ruiniert wäre. Der nahm die Schweigepflicht schließlich auf sich.

Auch dem andern machte er dieses Angebot, der um solchen Preis freilich ebenfalls zu schweigen versprach. Darauf bat er Zipperlein um Entschuldigung, schenkte ihm den rechten Hut und drei Taler dazu.

Nachdem er sich nochmals von allen dreien die Freisprechung von dieser Sünde hatte verschern lassen, komplimentierte er sie wie königliche Kammerer hinaus und empfahl sich angelegentlich.

Als die drei draußen und um die Ecke gebogen waren, ladten sie sich eins ins Häuschen, Zipperlein insbesondere am lautesten; denn er hatte am Tage zuvor seine beiden vertrauten Freunde zusammengespiessen, um diese verzwegene Geschichte in Szene zu setzen.

Beflügelte Arbeit

Kleines Erlebnis zum National-Feiertag der Arbeit | Von Fritz Kaiser-Imenau

Bei der Stille und Friedsamkeit meines von der Straße abseits gelegenen Arbeitszimmers konnte ich es immer wieder erleben, wenn ich an meinem Schreibtisch saß und ruhevoll die Feder über das Papier gleiten ließ, daß mich gedämpft der Gesang einer Frauenstimme vom Nachbargrundstück erreichte. Immer war es die schlichte, innige Weise irgend eines bekannten Volksliedes, das hinter der von äypligen Wein berankten Mauer erklang. Hil für sich auslebensheiterem Herzen gesungen, ohne jedeswas Äußen des Zuhörers auf der anderen Seite, und darum so köstlich unbenfangen und eindrucksvoll für mich.

Kein junges Mädchen war es, nein, eine Frau, viel älter als ich, ja deren Junge sogar ein Schulkamerad von mir gewesen war und die ihren Mann frühzeitig verloren hatte. Ein Leben also, in das auch Schatten gefallen waren, reich an Mühe und Arbeit. Aber trotzdem sang die Frau, und zwar mit Vorliebe dann, wenn sie ihre Pflichten in der Küche verah, denn nur von da konnte ich ihre Stimme verneh-

men, weil der Raum, genau wie mein Arbeitszimmer, nach hinten, in der Tiefe des Hauses lag. War das regelmäßige Lied auf ihren Lippen schon eine Stärke bei ihren vorgerückten Jahren, so verriet es darüber hinaus die köstliche Beschwingtheit von Herz und Seele bei ihr, mit der sie ihre tägliche Arbeit verrichtete. Und darin war ihr Gesang ein Beispiel, das es verdiente, zur Kenntnis genommen zu werden. Kraft der Zufriedenheit und Lebensfreude strömte daraus. Wie ein lichter Sonnenstrahl hüllte das Lied in meine schaffende Stille und trieb die Arbeit munter voran. Und allen wäre es so gegangen, die sich an meiner Stelle befunden hätten, des bin ich gewiß. Immer war es eine fruchtbarere Stunde, voll inneren Friedens und frohbarer Wärme. Mit der fühlenden Beschäftigung eines Wesens anknüpfte verdrängte sie die Pflicht. Sie erhob und gab das Gefühl des Befreitseins, wie schwebend sie festsetzte, wenn draußen die Sonne lachte und lockte. Das erquickende Bewußtsein der Leistung übertrahnte selbst den schönsten Tag. Glück und Segen

der Arbeit wurden Erkenntnis und Erlebnis. Später starb dann die Frau. Hinter der Mauer blieb es stumm. Aber das tägliche Lied der alten Nachbarin lebte für mich deshalb doch fort, sie hatte es unbewußt an mich weitergegeben als etwas Unvergänglichliches, das an seine Zeit und keinen Ort gebunden ist, das alles Leben beflügelt, wo es in Erscheinung tritt, ob das der Schritt des Märchertens ist oder das ruhige Gleichmaß der Arbeit. So schön es ist, wo es die sechste Stunde umkränzt, ein so unentbehrlicher Kamerad ist es im Alltag für den, der ihm einmal auf die Spur gekommen ist. Singendes Volk bei der Arbeit ist das Schönste, das man sich denken kann. Bei den Lauschaer Heimarbeiter auf dem Thüringer Wald kenne ich es aus Erfahrung, auch hat es sich längst überall herumgebreitet; sie sind alles andere als ein reiches Volk und sind dennoch das reichste! Alles Glück gießelt in der Zufriedenheit, und wo sie sich aufschwingt im Lied, da gibt sie dem Leben die verdichtete Größe des Wunders!

Siedlungen in Nordbaden

Von der Schönheit neuer Bauernsiedlungen im Land am Oberrhein

Text und Zeichnungen von Mathias Hess

Unter den vielen Aufgaben die sich der Nationalsozialismus gesetzt hat und deren Erfüllung die Wahrheit der lebendigen Idee erweist, ist mit eine der schönsten und aufsteht ins Volkstümliche eindringende und gestaltende, die Siedlung, so wie wir im Dritten Reich heute ihre Entwicklung sehen. Die drangvolle Enge in vielen Gegenden des Vaterlandes, wo sich die Lebensnotwendigkeiten des einen zu hart mit denen des Nachbarn reiben mußten und der Umstand, daß noch viel Land, falls man die nötigen Mittel und fleißigen Hände hatte es urbar zu machen, da und dort zu gewinnen war, wiesen den Weg. Dazu kommt die Tatsache, daß ungeheurer Landbesitz in

Blicke liegt. Noch eine Wegbiegung und rote Ziegelbächer blinken über den Hang. Rechts und links eines Bächleins steigen die neugeredeten Ackerbreiten bergan. Und die Bauern sind dabei, mit den Sämaschinen, vor die framme Pferde gespannt sind, die Frühjahrssaat zu tun. Wenn bei dem einen Gespann der Knecht oder ein männlicher Helfer aus der Familie den Gaul oder das Doppelgespann lenkt, so hupft dort drüben ein kleines tapferes Schulmädchen vor dem braven Köhlein her. Acker auf Acker ab so gehts den ganzen Morgen, denn riesig sind die Acker die bestellt sein wollen. Wenn auch die Sonne von einem wolkenlosen Frühjahrshimmel strahlt, so ist's



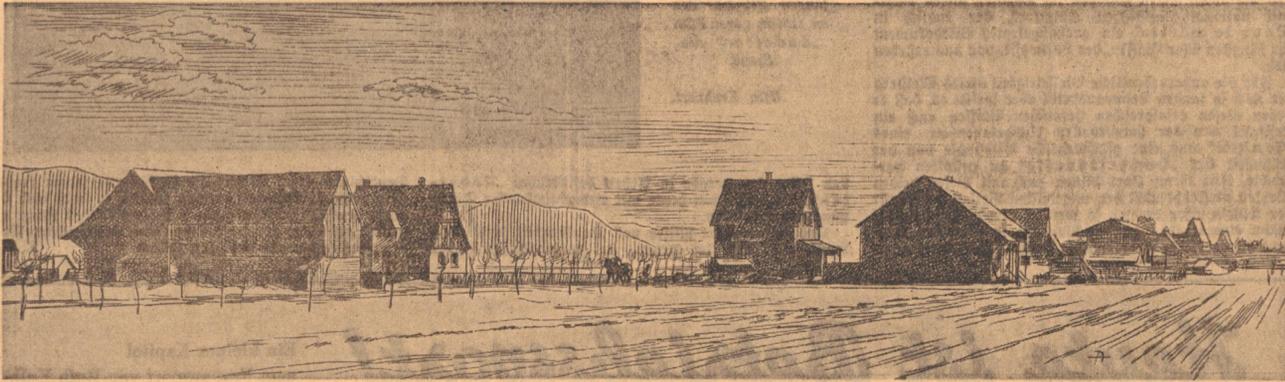
Hühwinkelsiedlung / Dettringen

schlossenen dörflichen Eindruck. Während in Mudensturm die Gehöfte wegentlang dahin gestreut sind und eigenartige und abwechslungsreiche Bauweise zeigen.

Wenn auf unrer Zeichnung von Mudensturm der Hof links, mit seinen riesigen, unter den weiten Himmel der Ebene geduckten Giebeln und Firken, die Gebäude alle um einen rechteckigen Hof gruppiert zeigt, wobei man jedem der einzelnen Bauwerke unverkennbar seine Bestimmung ansieht, so zeigen z. B. Beispiel die Gehöfte von Lauerkreuz Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dach. Und sind z. B. in Bruchhausen verschiedenartige Gestaltungsmöglichkeiten durchgeführt worden.

Im Gegensatz zu den Bauernsiedlungen, deren Siedler die Hilfe der bad. Landesregierung beim Erwerb ihrer Gehöfte hatten, haben die Stadt Wiesloch in Frauenweiler und die Gemeinde Strüben im Hühwinkel verschiedene dort behelmte Arbeiter, oder wie in Frauenweiler auch solche die in der umliegenden Industrie beschäftigt sind, angezogen. Wenn hier auch keine bäuerlichen Betriebe entstehen, so sind die ums Haus liegenden Gärten und so wie in Frauenweiler die unten am Rand des Hochgeflades liegenden Ackerparzellen doch so groß, daß die Familie des Siedlers sich einen großen Teil der Nahrungsmittel selbst anbauen kann.

Vor vierhundert Jahren hat Pfaffenwort dem Bauernsiedler Frauenweiler das Ende bestimmt. Die Einwohner mußten ihr Dorf verlassen und nur die alte Dorfkirche soll noch vor etwa hundert Jahren, inmitten des Feldgewinnes gestanden haben, in dem der Bauer den Flug über das dem Erdboden gleichgemachte Dorf führte. Heute in unserer Zeit erhebt hier wieder eine Siedlung, in der die freundlichen Häuser sich entlang einem alten Gemarkungsweg und von diesem abweigend mehrere Gassen hangabwärts ziehen. Frauenweiler, das am landschaftlich reizvollen Abhang des Klagenberges liegt, verdankt sein Entstehen besonders der Initiative der Stadt Wiesloch, dessen Bürgermeister und Stadtbaumeister mit großer Liebe bei diesem Werke sind. Die Siedlung soll sich noch bedeutend erweitern und dann ein eigenes Schulhaus erhalten, so daß die gesunde rotbackige Jugend, die hier heranwächst, sich den ganzen Tag in dem ruhigen und beschaulichen Frieden der herrlichsten Landschaft aufhalten kann. Wie hier bei Frauenweiler der Blick über saftig grüne Wiesenbreiten und Erlenwäldchen und das schon in der Ebene gelegene Waldorf ebener auswärts geht, erhebt sich der Hühwinkel, der die Gassen der Dettringer Siedlung trägt, einige Haushöhen über dem Mitterdorf, das am Abend, wenn die Sonne sinkt und die Abendglocke geht, unten liegt, vom Gold des Abendrottes überschlitten und die verworrenen Geräusche des abklingenden Tages hier heraufschickt. Gottbegnadet schöne Erdenflecken sind Frauenweiler und der Hühwinkel. Beide abseits vom Betrieb der großen Verkehrsstraßen, in der Ruhe und Beschaulichkeit der Landschaft geben die Bewohner fleißig ihrem Tagwerk nach und wächst eine gesunde, frohe Jugend auf, schönste Hoffnung und schönster Lohn fürs Vaterland und alle die sich besonders für den Siedlungsgedanken einsetzen.



Mudensturm bei Heddesheim

solchen Händen war, die selbst nie eine Dacke oder Senfe geschwungen haben. Und gerade der Bauernmann ebenso wie der noch mit der Natur verbundene Mensch wird sich freuen, wenn Mittel und Wege gefunden werden, solchen Besitz in die Hände überzuführen, die sich selbst auf der Scholle abmühen. In einem Tagwerk in dem viel Fleiß und selbstlose Eingabe das A und O des Gelingens sind. Wenn wir in unserer näheren Heimat und zwar in Nordbaden uns umsehen, so zeigt sich da und dort ein schon abgeschlossenes oder in der Entwicklung begriffenes Siedlungswerk in der Reihe solcher Vorhaben, zu denen heutigen Tags der erste Spatenstich gemacht wird. Der Zeichner hat es sich zur Aufgabe gestellt, einige der Siedlungen bäuerlichen Charakters und daneben zwei Beispiele mehr örtlich gebundener Arbeiter-siedlungen einmal so zu zeigen, wie sich ihr Bild in die umgebende Landschaft fügt. Die nordbadischen Bauernsiedlungen Lauerkreuz, Mudensturm, Bruchhausen, sowie Neurott, verdanken ihre



Bruchhausen bei Sandhausen

Hier auf der Odenwaldhöhe auf der Mark von Lauerkreuz immer frisch durch den aus den Tälern herüberwehenden kühlen Wind. Hier in Lauerkreuz, dessen Bauernstellen alles Neubauten sind, kann der einzelne schon vom Haus aus sein Ackerfeld übersehen oder es in kurzem Weg zur Arbeit erreichen. In Neurott liegt sogar, wie wohl auch in Mudensturm, das Anwesen in der Grenze des eigenen Ackers. Bruchhausen, bei dessen Gehaltung sich die alte und neue Zeit die Hand gegeben haben, macht mit seinem Kern, der alten Klosterquastbeune, die heute in vier Bauernstellen zerschnitten ist, mit den außenherum gruppierten alten und neuen Gehöften und Bauten, einen schön ge-



Lauerkreuz ob Neckargerach



Das Lauerkreuz, der Namensgeber der Siedlung. Errichtet an der Stelle wo im Mittelalter der Bauer-Lauer erschlagen wurde.

Entstehung der badischen Landesregierung. Frauenweiler bei Wiesloch und der Hühwinkel bei Dettringen wurden durch die betreffenden Gemeindeverwaltungen ins Leben gerufen. Dr. Krumm von der badischen Landesregierung hatte die Freundlichkeit uns einiges Wissenswertes über das schon geleistete in Bezug auf die Bauernsiedlung zu sagen. Die je einem der Siedler zugeteilte Ackerfläche in den oben genannten bäuerlichen Siedlungen bewegt sich zwischen 9 und 12 Hektar. Während nun in Mudensturm, Neurott und Bruchhausen in der Rheinebene altbewauter Kulturboden mit Dandelsgewächsen, also Tabak, Zuckerrüben, Traugerste und guten Fruchtorten bebaut wird, ist der Bauer in Lauerkreuz, das auf der Odenwaldhöhe zwischen Neckargerach und Schollbrunn liegt und das ein bedeutend rauheres Klima hat, mehr auf den Anbau einfacher Getreide- und Hackfrucht angewiesen. Hier in Lauerkreuz, das auf dem Gelände eines ehemaligen arnseligen Eichenschälwaldes steht, das durch tapferen Einsatz des Reichsarbeitsdienstes gerodet wurde, wird überhaupt recht deutlich, daß es nur dem selbstlosen Einsatz aller am Siedlungswerk interessierten Staats- und Parteistellen gelingt ein solches Werk zu schaffen.

Steigt man von Neckargerach den alten Waldweg aufwärts gegen Schollbrunn, so nimmt einem zunächst der romantische Zauber der über Fels und Wurzelgestirnt sich aufbauenden Waldwelt gefangen. Dem Wanderer unsichtbar, rauscht im Talesgrund der Bach sein geschwähiges Lied zum frühlichen Sing-Sang der Vogelwelt. Bis plötzlich Himmelsblau durch die Stämme bricht und die freie, immer noch aufwärtsstrebende Hochalpe vor unserem



Frauenweiler am Rehenberg



Das prächtige Wappen des alten, auf färlitlichen Geleht vom Erdboden verkommenen Bauernsiedler Frauenweiler, der einstige vom Dorfe erdaltene Stein.

Karl Ritter

Ein Vorkämpfer des deutschen Films

Unter den Anerkennungen, die der Führer aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages verdienten deutschen Künstlern zuteil werden ließ, ist eine der bedeutungsvollsten die Ernennung des Filmregisseurs Karl Ritter zum Professor. Damit ist einer der bedeutendsten Vorkämpfer des neuen deutschen Films in würdiger Weise geehrt worden.

Karl Ritter entstammt einer mainfränkischen Künstlerfamilie — sein Vater war Professor der Musik in Würzburg —, wählte selbst aber die Laufbahn des Soldaten zu seinem Lebensberuf, in dem er es mit großer Hingabe und zähem Willen bis zum Pionieroffizier gebracht hatte, als der Krieg ausbrach. Nun konnte der junge Offizier gleich seine technische Begabung unter Beweis stellen und sich bei den modernsten Truppenteilen hervortun. Seine Tätigkeit als Wimmerer, als Flieger und schließlich als Erdmannsoffizier brachte ihm einen Ruf in den Generalstab ein, bis er schließlich als Bataillonskommandeur das bittere Ende des großen Ringens miterleben mußte.

Dem Seingekehrten standen schwere Jahre voller Sorge und Enttäuschungen bevor, ehe er für sich und seine junge Familie wieder Arbeit und Brot finden konnte. Noch als Familienvater mußte er auf den Bänken einer Architekturbauhochschule ganz von vorne anfangen, schlug sich dann als Graphiker und Zeichner mühsam durchs Leben, bis er bei der ersten Begegnung mit Adolf Hitler wieder neuen Mut zu neuer Tat im Dienste des Vaterlandes fand. Mit verbissener Fähigkeit ging er daran, in seinen freien Stunden gleichgesinnte Kameraden um sich zu versammeln, um in aller Stille einen Hort, von Sportfliegern ins Leben zu rufen, und inmitten dieser privaten Tätigkeit ereignete sich dann jene schicksalhafte Begegnung, die ihn seinem künftigen Beruf zuführen sollte: in einer Jagdhütte traf Karl Ritter mit seinem alten Fliegerkameraden Ernst Udet und mit dem Kommerzienrat Scheer, dem Leiter einer großen Berliner Filmgesellschaft, zusammen. Dem Filmgewaltigen fiel das Zeichenwort des jungen Mannes auf und er engagierte ihn kurz entschlossen als — Plafatmaler und Inscenazeichner.

Es war gerade keine hochkünstlerische Aufgabe, die Karl Ritter damals im Rahmen der Filmindustrie zu bewältigen hatte, aber seine Tätigkeit, bei der er später sogar zum Reklamechef der „Eidfilm“ avancierte, gewährte ihm manch wertvollen Einblick in die organisatorischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Films, und sein scharfer Blick erkannte gar bald die tiefen Mißstände im damaligen Filmwesen. „Wir standen die Haare zu Berge“, erzählte er selbst später einmal, „denn im Film galt damals die Kunst nichts, das Geschäft alles!“ Für ihn, den hemmungslosen Idealisten und zielstrebigem Schaffer, war der damalige Filmbetrieb ein Grauel und er hielt oft genug mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Um so glücklicher war er natürlich, als im Jahre 1933 die Ufa ihn als Leiter einer Produktionsabteilung heranzog und seine organisatorischen Fähigkeiten sich ebenso bewähren konnten wie sein nationales künstlerisches Streben. Als der „Hitlerjunge Dux“ unter seiner entscheidenden Mitwirkung entstanden war und damit der erste, von nationalsozialistischem Geiste getragene deutsche Spielfilm über die Leinwand lief, erwachte in Karl Ritter eine neue Sehnsucht: selbst einmal Regie führen, einen wirklichen, großen Film selbst gestalten!

Mit Vergnügen erinnern wir uns heute noch an „Weiberregiment“, jene prächtige, mit hochwarischer Volkstümlichkeit geladene Dorfkomödie, die sich einen beachtlichen Lagererfolg holte. Dann aber holte Karl Ritter zum ersten großen Schlag auf jener Linie aus, die seinen Namen bald weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt machen sollte: „Verräter“ entstand, jener mit Spannung geladene Aufklärungsfilm, der durch die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Charakterzeichnung und die dynamische Bucht der Bildmontage weithin Aufsehen erregte und einer der stärksten Erfolge der damaligen Saison wurde. Nun hatte auch der Spielleiter Karl Ritter sich den nötigen Respekt bei den Gewaltigen der Filmindustrie errungen, nun konnte er, geführt von den führenden Männern der Partei, daran gehen, aus dem eigenen tiefen Erlebnis des Weltkrieges heraus die Filmwerke zu gestalten, die dem heldenhaften Ringen der deutschen Frontkämpfer endlich auch auf der löblichen Leinwand ein würdiges Denkmal setzen sollten, und die Schmach auslöschen sollten, die durch die pazifistischen

Machwerke im Geiste eines Remarque-Films die Filmindustrie der Spätzeit sich aufgeladen hatte. „Patrioten“ als hohes Lied der Vaterlandsliebe über alle privaten Interessen hinweg, „Unternehmen Michael“ als stolzes Denkmal für die verantwortungsvolle und opferfreudige Arbeit des Generalstabs und „Urlaub auf Ehrenwort“ als symbolische Leinwandichtung pflichtbewußten deutschen Soldatentums sind die bedeutungsvollen Klappen im Schaffen dieses wahrhaft nationalsozialistischen Künstlers, der endlich in „Pour le mérite“ ein großangelegtes Bildokument der jüngsten aller Waffen, der Luftwaffe, vor uns erschauen ließ.

Für die außerordentliche Vielseitigkeit dieses Meisters der noch so jungen Leinwandkunst aber spricht es, daß er neben diesen erfolgreichen heroischen Stoffen auch ein Lustspiel von der humorvollen Ausgelassenheit eines „Capriccio“ und eine psychologische Bildstudie von der Kühnheit der „Hochzeitsreise“ zu gestalten vermochte. Und wenn Karl Ritter auch mit diesen beiden Werken vielleicht nicht den ungeteilten Beifall der Masse der Kinobesucher errang, so werden gerade sie vielleicht später einmal als wertvolle Vorstöße in filmisches Neuland die verdiente Anerkennung finden. Und seinem neuen



Karl Ritter bei der Arbeit: der Spielleiter erklärt einem der jungen Mitwirkenden an seinem neuen Film „Kadetten“ die Szene.

Ufa: Krahnert.

sten Film, den gerade in Arbeit befindlichen „Kadetten“ darf man schon heute mit erwartungsvoller Spannung entgegensehen. Und so wie Karl Ritter voll Dankbarkeit stets anerkennt, daß erst im neuen, im nationalsozialistischen

Deutschland Adolf Hitlers die Vollendung seiner großen Filmpläne Wirklichkeit werden konnte, so darf auch die große deutsche Filmgemeinde voll Dankbarkeit seiner denken als eines der kraftvollsten und ideenreichsten Vorkämpfer des neuen deutschen Films. F. F.

Heute ist Betriebssport!

Ein kleines Kapitel zum Frauensport von Ruth Kollb

Die Stire heult. Zweimal kurz, aber laut. Jeder im Betrieb hat sie vernommen. Aber so laut und ungeschön sie auch klingt, zu dieser Stunde ist sie Musik. Sie zeigt den Feierabend an.

Den ganzen Tag über stand man im Banne des Betriebes und tat seine Pflicht, ganz einerlei, ob an der Maschine oder am Schreibtisch. Müde werden die Glieder gedreht, — es ist Feierabend, Freizeit!

Aber heute geht es noch nicht nach Hause. Nach wird eingepackt, denn der Ruf ist durch den Betrieb gegangen: „Heute ist Betriebssport!“ Nicht immer ist gleich die Lust dafür vorhanden, denn oft fühlt man sich sehr müde. Aber steht man dann im Sport bei den Kameraden in der Halle, da werden die Glieder schon frischer, und wenn man dann einen kleinen Lauf hinter sich hat,

Spiel machen oder sind wir zu müde?“ dann hat das Wort „müde“ schon einen ganz fremden Klang bekommen. Müde, ja das war einmal, aber die Müdigkeit hat man vergessen. Lachende Gesichter, Kampfeifer und Freude steht man überall.

Ist es schönes Wetter, dann wird die Stunde auf den

Jedes probiert, jedes kommt an die Reihe, und dann geht man sich ein, daß man mitunter noch gar nichts kann, aber beim nächsten Mal geht es bestimmt schon besser. Der Ball fliegt. — Wie ist die Kugel doch so schwer und geht gar nicht weit — aber es wird probiert. Frohsinn und Freude beherrschen auch hier das Feld. „Betriebssport!“ Welche große und schöne Aufgabe hat hier die Deutsche Arbeitsfront im Leben gerufen und übernommen! Ausgebildete Fachkräfte für Gymnastik und Sport leiten diese Stunden und fördern die Gesundheit vieler tausend Volksgenossen, Frauen und Männer. Es wird ein körperlicher und geistig froher Ausgleich geschaffen für die oft so schwere Arbeit, Freude und Frohsinn wird in das Alltagsleben gebracht. Der Körper wird ausgeglichener, widerstandsfähiger und zeigt sich damit der Arbeitsleistung gewachsen. — Darum auf, treibt Leibesübungen, auf zum Betriebssport.



Mit Hilfestellung wird das Hindernis bezwungen. Unser Bild zeigt Jungbäuerinnen, die in einem ständigen Sportkursus des Kreises Kurmark in Potsdam zu Turnwarten ausgebildet wurden. Aufn.: Scherl (5)



KdF-Gymnastikkizze bei einem Übungsabend.

Sportplatz verlegt. Da dehnt und reckt man sich in der Sonne, aber nicht faul, sondern im frohen Schwung und Rhythmus. Wer läuft am besten, wer zeigt den weitesten Sprung? Diese Gedanken sind nicht allein herrschend.

desen Besuch Euch durch das freundliche Entgegenkommen des Betriebsführers ja so erleichtert wird! Ihr fördert nicht nur Euch, Ihr tragt bei zur Gefundung und Leistungssteigerung des ganzen Volkes.



Karl Ritter mit Françoise Rosay und Elisabeth Wendt bei einer Probe zu dem Film „Die Hochzeitsreise“ Aufnahme Ufa

entweder schön federnd, oder ungeschön und oftmals auch etwas wild, dann wird der Atem schon etwas freier. „Entspannen und Strecken“, tut das gut! Man hat das Gefühl, als ob man größer würde, man dehnt sich richtig aus und spürt, daß sich die Verkrampfung, welche die tägliche Arbeit dem Körper anferlegt hat, langsam löst.

Und nun schwingen mit Armen und Beinen, große Schwünge des Rumpfes. Da schwingt die Freude mit! Und spielt die Musik noch ein bekanntes Lied dazu, dann singen alle mit. Wir Kameraden der Arbeit werden auch Kameraden der Freude. Wir schwingen im gleichen Schwung, wir lachen und singen zusammen, wir üben als Partner gemeinsam, wenn es allein nicht geht. Ob dick oder dünn, ob groß oder klein, ob Angestellte oder Arbeiter, alle stehen sie in einer Reihe, alle gehören sie zusammen. Wir laufen und springen um die Wette und sind stolz, gefiegt zu haben, wir lernen auch verlieren.

Bei, da kommt ein Ball geflogen! Schnell zum Kreis, einer muß ihn fassen. Doch da rollt er schon unter den Beinen durch, dann wird er über den Kopf gegeben. Welche Mannschaft wird Sieger sein? — Ei, da muß man aufpassen, denn wenn einer verfehlt, verliert die ganze Mannschaft.

Wenn es dann nochher heißt: „Nunnen wir noch ein



„Fröhliche Gymnastik“ nennt sich dieser Kursus von KdF, und fröhlich sind die Gesichter aller Teilnehmerinnen, denn eine Gymnastik ohne Lachen schafft nicht den gewünschten Ausgleich gegen einseitige Berufsarbeit.

Von berühmten Schriftstellern

Mis Voltaire sein Ende nahestehend fühlte, fürchtete er, daß seine Schriften, die schon zu seinen Lebzeiten viel Widerspruch gefunden hatten, auch nach seinem Tode Mergernis erregen könnten. Daher ließ er, auf dem Totenbette liegend, einen Geistlichen rufen und gestand, daß er seine Ansichten und Meinungen tief bereue. Vor allem erfüllte es ihn mit schwerer Sorge, daß sein Werk auch nach seinem Tode noch gute Menschen zu verwirren geeignet sei. Der Geistliche tröstete ihn, so gut er vermöge, und schloß: „Seien Sie ganz ruhig — wer wird denn nach Ihrem Tode noch viel Ihre Bücher lesen? In einem Jahre werden sie sicherlich längst vergessen sein!“

Da fuhr Voltaire auf, sich die Hand des Priesters zurück und schrie mit leibter Kraft: „Hol Sie der Teufel, Herr — mir das zu sagen...“

Schopenhauer ließ sich auf Bitten des ihm befreundeten Gelehrten Krauß 1851 in Frankfurt a. M. fotografieren. Damals war das noch eine arge Quälerei — die Leute, die sich „daguerotypieren“ lassen wollten, mußten, in einen Kasten eingeklemmt, viertelstundlang unbeweglich in der prallen Sonne sitzen. Als Schopenhauer das Ergebnis dieser Tortur ansah, wurde, wie er sich das Bild nachdenklich an und fragte: „Das ist also die Fräule, die ich jeden Morgen ruffere! Ich habe gar nicht gemerkt, daß ich so indignantus (schändlich) aussehe!“

Mark Twain unternahm in seinen letzten Lebensjahren noch eine Europareise und hielt sich eine Zeitlang in Wien auf, wo er von der Zeitungswelt als „Herr Twain“ bekannt wurde. Einer der Ausrufer brachte die Rede auch auf die Anfänge des Dichters. „Grimm'schen Sie sich wohl, wann und wie Sie zum erstenmal Geld verdienten?“ — Der Schalk schob nachdenklich die bühnen Augenbrauen zusammen, zog an seiner unentbehrlichen Zigarre und erwiderte endlich: „Sogar sehr deutlich. In der Anabasis meiner Vaterstadt spielte der Tod als letzte Weisheit aller Paganen eine ziemlich tolle Rolle. Viele Verordnete leisteten Vorlesung zur Anwendung dieser Ultima ratio. Wer zum Beispiel ein Buß begehrt, bekam die Wahl zwischen fünf Dollars Strafe oder öffentlicher Baise. Ich wählte in diese Lage und beichtete sie meinem Vater. Der meinte, öffentlich geprügelt zu werden, sei etwas hart, knurrte und gab mir die fünf Dollar. Das schien mir damals viel Geld, während hiebei gar nicht selten waren. Na, — und Mark Twain streifte mit abwägendem Bedacht die Höhe von der Zigarre — „na ja, wollen Sie. Da habe ich also die ersten fünf Dollar verdient.“

Der gute Rat
Arzt: Haben Sie meinen Rat, zu zählen, bis Sie einschlafen, besofort!
Patient: Ja, Herr Doktor. Ich habe bis 18 000 gezählt.
Arzt: Sehen Sie! Und dann haben Sie gewiß recht gut geschlafen.
Patient: Nein, Herr Doktor, dann war es Zeit zum Aufstehen.

Erst dann
Ich darf dir als Freundin nicht verheimlichen, daß Frau Brüller überall Zügel über dich erzählt.
Sag sie nur. Aber wenn sie anfängt, die Wahrheit über mich zu erzählen, sag' es mir gleich, damit ich ihr rechtzeitig den Mund stopfen kann.

Zum LACHEN und RATEN

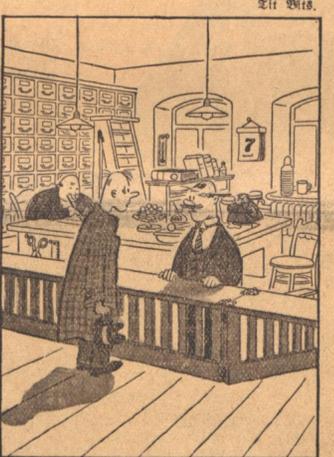


Kampf den Topfgeukern!
„Mit diesem Patentmodell werden gnädige Frau sicher Erfolge haben!“ S. S. Baum's.

Konsultation
Arzt: Und wie ist es mit Ihrem Appetit?
Patient: Ich esse wie ein Wolf.
Arzt: Und der Schlaf?
Patient: Ich schlafe wie ein Bär.
Arzt: Dann gehen Sie doch bitte lieber zu einem Tierarzt.

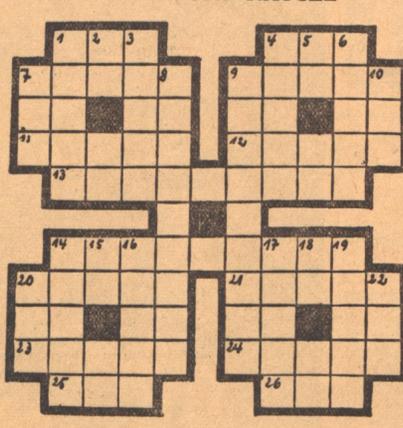
Gleiche Seelen
Vater: Deine Mutter sagte mir, du wärest heute wieder sehr unartig gewesen, Fritz.
Fritz: Unter uns gesagt, Papi: Mutter hat was gegen uns! Gekümmert hat sie zu Tante Käthe, ich wäre ganz wie du.

Rohling
Wie gefällt dir mein neuer Gut, Männchen?
Willst du meine aufrichtige Meinung hören, Schatz?
Aber nein, du schreckliche Mensch!



Nummerung mit einem Ausweis
„Ich möchte einen Ausweis!“
„Haben Sie einen Ausweis?“

KREUZWORT-RÄTSEL



Bedeutung der einzelnen Wörter: (h und ft = 1 Buchstabe.) Senf recht: 1. Städtchen in der Dänmark. 2. Flächenmaß. 3. Schriftsteller i. 18. Jahrhundert. 4. Stadt in der Schweiz. 5. Auerod's. 6. Nordkomponist. 7. Teil des Ringes. 8. Bad. Baumeister, Schüler Weinbrenners. 9. Bad. Architekt a. Ende d. 19. Jahrhunderts. 10. Pflanzenfett. 14. Chem. Student. Schlag. Verbindung. 15. Chem. Zeichen f. Aluminium. 16. Kulturhistoriker i. 19. Jahrhundert. 17. Europäer. 18. Chem. Zeichen f. Seltium. 19. Berg in der Schweiz. 20. Hauptstadt von Marokko. 22. Fluss in Norbspanien. 23. a a e r e c h t: 7. Singuogel. 9. Mannl. Vorname. 11. Verhät. bad. Erfinder. 12. Engl. Namensform f. „Amanda“. 13. Badische Stadt. 14. Badische Großstadt. 20. Italien. Vogen. 21. Gesteinsart. 23. Komponist i. 19. Jahrhundert. 24. Berg i. bayr. Wald. 25. Sonnengott. 26. Wort für fetten.

Silbenrätsel
a — an — as — ba — ball — ban — ber — bob — be — bi — de — del — du — e — ei — ein — ern — fest — ganz — gel — gelb — geld — ho — i — ka — fe — forh — fun — le — li — mast — me — mit — mus — na — na — na — nis — or — ra — ras — re — ri — sche — se — se — sen — si — strob — te — te — ti — tur.

Aus diesen 54 Silben sind 18 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:
1 Sprengstoff, 2 altes Heldengedicht, 3 Hanskatzenart, 4 amerikanischer Sport, 5 Baum, 6 veraltete Artbezeichnung, 7 orientalische Kopfbedeckung, 8 Baum mit roten Früchten, 9 indischer Fürst, 10 Feuerwerkstoff, 11 Musikinstrument, 12 adomes Geflügel, 13 Teil der Erde, 14 früher übliche Hochzeitsgabe, 15 ländliche Feier, 16 helle Farbe, 17 italienischer Wein, 18 naturwissenschaftliches Forschungsgebiet.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch (h gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____
- 10. _____
- 11. _____
- 12. _____
- 13. _____
- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____

Städte am Oberrhein
Mannheim, Dierburgen, Bad Griesbach, Schaffhausen, Nedarogemünd, Karlsruhe, Wiesloch, Mühlheim, Heidelberg, Germersheim.
Jedem der genannten Städtenamen sind zwei aufeinanderfolgende Buchstaben, dem letzten nur ein Buchstabe zu entnehmen, die, fortlaufend gelesen, den Gründer einer dieser Städte nennen.

Buchstabenrätsel
Mit o baut's der Marier
Nach altem Vaterbrauch,
Es schäkt's der Vegetarier,
Das Häslein schäkt es auch.
Mit a, da hat man's selten gern,
Nad heißt's der Ehrfürcht Joll,
Nad aber wieder gelten Herr'n,
Die's haben, nicht für voll.
Mit e, da hat es Jedermann,
Ob Wauer, ob Weid, ob Kind,
Wohl dem der singen und fagen kann,
Dah er draus Gold gewinnt.

Wer hat richtig erraten?
Auslösung des Oster-Kreuzworträtsels vom 9. April.
S u n f r e c h t: 1. Frosch, Scherich, 2. Krone, 3. Hühner, 4. la, 8 in, 9. Mala, 10. Wolf, 11. Armo, 12. Oide, 13. Akt, 14. Zula, 17. Rastel, 19. bieter, 20. neun, 21. Ei, 22. aa, 23. Olpe, 25. Hent, 26. Chios, 27. Auer, 31. Ei, 32. aa, — Wa a e r e c h t: 2. Wra, 4. Troll, 5. Doble, 7. wu, 9. Marafino, 15. Selam, 16. Zalt, 18. Wel, 20. Res, 22. Dierefer, 24. Ho, 25. Bedneiten, 28. Glt, 29. Hri, 30. Vorken, 33. H, 34. Ur.

Drei Silben: Ueberfall.
Wörterrätsel: Breit, Kelle, Keler, Regen, Eier, Die abgeleiteten Buchstaben ergeben: April.
Reisbühnen kreuzworträtsel: Wasserrecht: Well, Dampfer, Uebel, Note. — Senf recht: Auto, Spule, Brief, Jael.

Silbenrätsel: 1. Engadin, 2. Salami, 3. Nothe, 4. Seeros, 5. Zabat, 6. Vatenberg, 7. Andlana, 8. Champaner, 9. Zwischel, 10. Zama, 11. Hühler, 12. Reumond, 13. Ganges, 14. Gremmal, 15. Salamanca, 16. Urmacher, 17. Energie, 18. Nimrod. — Es ist nichts ungeänderter als das tranflein. —

Gewinnliste:
Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal.
Wer hat des einen Tages Glück verkannt,
Er hat's nicht ein, und wenn ihn Wille tragen.
Rahlen: 22 24 13 31 10
Quadrat: 23 21 12 15 29
8 14 30 26 32
17 25 28 19 11
30 16 27 9 18

BRIEFMARKEN-ECKE

Die Technik der Briefmarke

2. Die verschiedenen Druckverfahren der Briefmarke

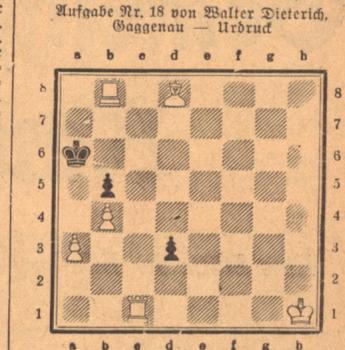
Die „Druckfalten“ unter den Sammlerfreunden sind selten und nur diese besitzen die notwendigen sachlichen Kenntnisse. Die übrigen 95 Prozent der Sammler begnügen sich daher mit den sehr knappen und nichtssagenden Kataloganmerkungen, ohne sich eine rechte Vorstellung dabei machen zu können. Gibt es doch Sammler, die nicht einmal Buch- und Steindruck auseinanderhalten können, z. B. die 2 1/2 M.-Madonnen-Ausgabe 1920 Bayern, die in Stein- aber auch in Buchdruck herausgegeben wurde. In Buchdruck gibt es außerdem noch eine Schalterausgabe tiefschwarz auf bünnelem Papier und eine Sammlerausgabe auf hellerem und dickerem Papier, die vom Vertriebsamt verkauft wurde. Dieses kleine Beispiel, deren es Tausende gibt, beweist nur die Wichtigkeit der Kenntnisse über die vorkommenden Druckverfahren, die sich bei der Briefmarke auf einen Zeitraum von 100 Jahren erstrecken, wobei manne Druckarten heute keine Anwendung mehr finden, weil sie durch bessere ersetzt wurden.

Die Untersuchung der einzelnen Druckverfahren bereitet dem Anfänger und Durchschnittsammler viele Sorgen, die Kenntnis der zum Teil recht diffizilen Techniken und der Unterarten ist für den Sammler jedoch von grundlegender Bedeutung. Wir geben deshalb eine knappe, vom philatelistischen Standpunkt aus gesehen jedoch sehr notwendige Erläuterung der üblichen in der Briefmarkenwelt vorkommenden Druckverfahren. Die Herstellung der oft künstlerisch wertvollen Postwertzeichen verlangt eine äußerst peinliche, qualitativ höchstwertige Fertigung. Die meisten Staaten beauftragen für ihren Bedarf bestimmte, sich bewährt habende Firmen von Welttruf, auf die schon die Kataloge hinweisen. Die Unterschiede in den „Originaldrucken“ und den späteren einseitigen Drucken sind gewaltig. Unter den bedeutend-

Man kann mit billigen Marken eine hübsche kleine Spezialsammlung zusammenstellen, in der alle vorkommenden Druckverfahren ihren Platz finden. Eine solche Zusammenstellung ist als Studienobjekt sehr zu empfehlen, sie ist sehr lehrreich und vermittelt eingehende Kenntnisse.
Der Flachdruck beruht auf Abstoßung von Fett und Wasser. Hier bilden die druckenden und die nichtdruckenden Teile eine Ebene. Die druckenden Teile nehmen die Fettschicht an — die nichtdruckenden stoßen sie ab. Hier finden wir die bekannten Verfahren Stein-, Gummi-, Licht- oder Kopierdruck.
Zu 3. Flachdruck gehört noch das Offsetdruckverfahren, das technisch betrachtet ein Mittel von Flach- und Tiefdruck darstellt. Es erfolgt ein während des Druckprozesses wechselndes Übertragen des Druckbildes, also ein „indirekter Druck“. Der Druckträger ist erstens die Zinkplatte als Bildträger und zur ersten Farbenabnahme, 2. der Gummiüberzug des Gegenstinders übernimmt das Bild von 1. und gibt dieses an das Papier ab. Offsetdruck zeichnet sich durch eine weiche Farbgebung aus, im Gegensatz zu den anderen Tiefdrucken. Es ist ein neuzeitlich viel angewandtes Druckverfahren. Zur Unterscheidung von anderen Tiefdrucken — abgesehen vom Notationsstempel — sucht man mit der Lupe nach dem Raster.
Zu 2. Tiefdruck verwendet man planliegende hochglänzend polierte Kupferplatten oder beim Stahlstichverfahren durch chemische Erhöhung zur Einwirkung der Zinklösung erweichte und danach wieder geschichtete Stahlplatten. Allen Tiefdruckverfahren gemeinsam ist die gleiche Metallplatte. Wir unterscheiden dabei noch die planliegende Platte beim Schnellpressendruck und den gekrümmten Metallzylinder beim Notationsdruck.
Zu 1. Hochdruck gehören folgende Verfahren: Die Stereotypie, die Galvanoplastik, die Lithographie, die Autotypie, die Zinktypographie und der Relief- und Prägedruck. Die Autotypie ist die Heberzeugung des photographierten Bildes, das bei der Aufnahme durch ein Raster in Punkte zerlegt wird. Das so erhaltene Negativ wird auf Metallplatten fixiert und geätzt. Die Zahl der offenen und schwarzen Punkte auf einem Quadratcentimeter richtet sich nach der Wiedergabe und

Schach

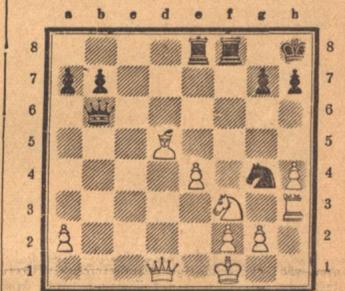
Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach
30. April 1939
Aufgabe Nr. 18 von Walter Dieterich, Gaggenau — Urdruck



Matt in 3 Zügen.
Ein gefälliger, für den Laien nicht einfacher Dreißiger!

Großmeister Bogoljubow spielt blind

Bei seinen Besuchen in den Karlsruher Schachclubs spielte Bogoljubow auch in der Kameradschaftlichen Vereinigung der Karlsruher Lebensversicherung 6 Partien blind mit dem vorzüglichen Resultat: 5 Gewinne und 1 Remis (Schöner). In einer Partie konnte die Partie aber doch noch mit Hilfe seines Gegners gewinnen. In einer andern Partie hatte sein Gegner folgende starke Angriffstellung aufgebaut:
Weiß: Bogoljubow. Schwarz: N. N.



Schwarz hatte auf b6 einen Käufer stehen, der den schwarzen Punkt f2 auf's Korn nahm. Der Bauer f2 war nicht zu bedenken, so daß Bogoljubow gezwungen war, die Qualität zu opfern, indem er mit dem Turm b1 den Käufer b6 schlug. Schwarz schlug mit der Dame von f6 den Turm b6, wodurch der Bauer wieder zweimal angegriffen war. Weiß zog nun Dd1-e1 und deckte das Matt. Nun hätte Schwarz mit Tes-c8 sofort die Partie entscheiden können, da Jof1 droht. Wegen diese Drohung ist nichts zu finden; Die Dame darf wegen Matt nicht schlagen; auf Kf1-g1 folgt Sg4-f2 (D-f2? Tel+! usw.); auf Kf1-e2 folgt einfach Sg4-f2 usw. Aber Schwarz unterließ den starken Zug und blies zum Rückzug Sg4-f6?
In der Folge machte Schwarz noch einige schwache Züge. Bogoljubow gewann noch die Partie. Eine gute Leistung des Blindpielers, der in schwieriger Stellung immer die beste Verteidigung gefunden hatte!

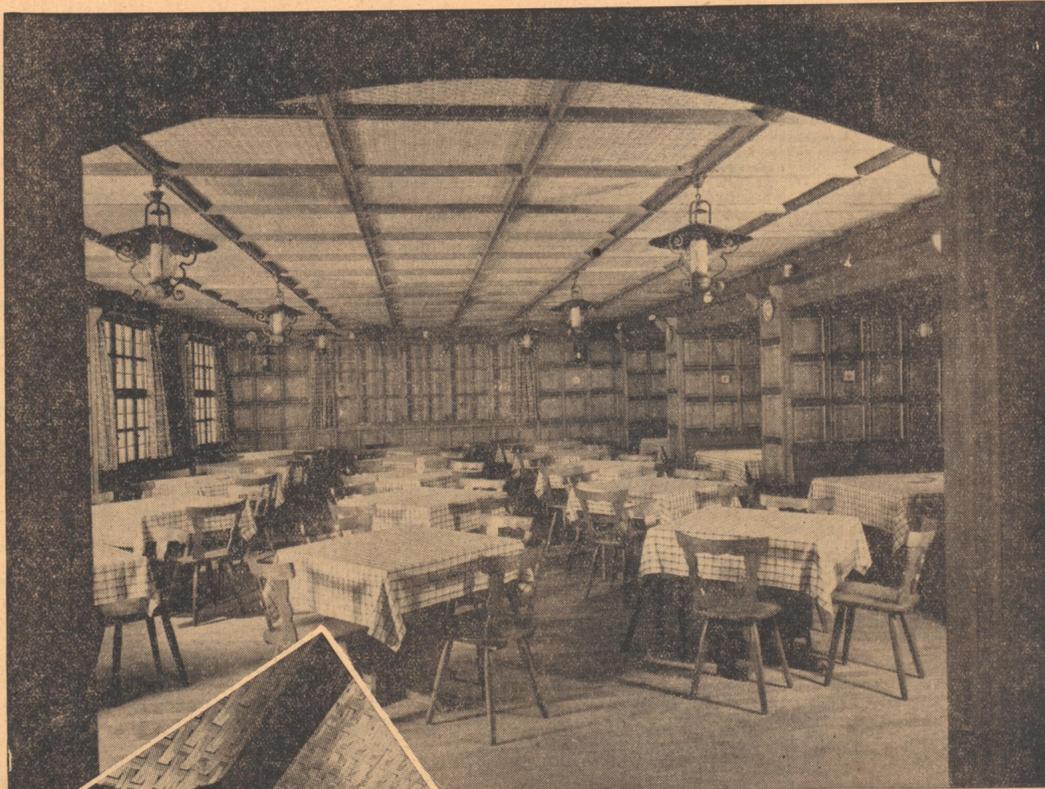
Reichsgartenschau Stuttgart 1939

Zwei Kampf- und Arbeitswochen des Großdeutschen Schachbundes des Bundesleistung des GSB, gibt die Veranstaltung in Stuttgart bekannt:
1. Europaturnier vom 14.—25. Mai Teilnehmer: Dr. Vidmar-Jugoslawien, J. Szily-Ungarn, H. Grab-Schweiz, Dr. Napolitano-Italien, D. Kelly de Galway-Belgien, Dr. Rep-Nationalspanien und ein weiterer Ausländer, Bogoljubow — Meister von Deutschland 1938, Richter — Meister von Deutschland 1935, Kieninger — Meister von Deutschland 1937, Eiskafes — Meister von Deutschland 1938, Geh — württembergischer Meister. Gespielt wird im Höhenkaffee der Reichsgartenschau.
2. Mitgliederversammlung des GSB, am 20. Mai, 20 Uhr, im Hotel Marquardt. Bericht des Bundesleiters, Geschäfts- und Rassenberichte, Vorstandswahl, Satzungsänderungen.
3. Haupttagung des GSB, am Sonntag, den 21. Mai, 11 Uhr, in der Lieberhalle: Ansprache des Bundesleiters Moraller.
4. Endrunden der Deutschen Vereinsmeisterschaften und den Hans-Schemm-Wanderpreisen vom 27.—29. Mai.
Betelligt sind in der 1. Klasse München, Mannheim, Wien, Berlin, sowie die Sieger der Ausschreibungsturniere in Hannover und Berlin.
5. Damenmeisterschaft von Deutschland vom 26.—29. Mai in der Lieberhalle.
6. Schachkonferenz des Landesverbandes Württemberg vom 20.—27. Mai in der Lieberhalle.
Im Umkreis von 250 Kilometer von Stuttgart bestehen Sondervergünstigungen für Reichsbahnfahrten.

Der schöne Gemeinschafts- Raum

Eine Stätte der Erholung für die Gefolgschaft

Wenn wir heute, zum Ehrentag der schaffenden Deutschen, unseren Lesern einen Einblick in unseren neuen Gemeinschaftsraum gewähren wollen, so geschieht dies nicht nur aus Stolz auf diese wahrhaft sozialistische, allen Arbeitskameraden zugutekommende Schöpfung, sondern gleichzeitig als Anregung für Alle, die vielleicht auch darangehen wollen, ihrer Gefolgschaft eine schöne und würdige Stätte der Erholung zu schaffen. Daß dabei nicht nur die äußeren Mittel ausschlaggebend sind, sondern auch der Geist und Stil, in dem ein solcher Raum gestaltet wird, empfinden wir selbst täglich mit froher Dankbarkeit.



Oben:
Blick in den großen Gemeinschaftsraum im Neubau des „Führer“-Verlages, dessen stilvolle Gestaltung und vorbildlichen technischen Einrichtungen der Gefolgschaft dankbar empfundene Stunden der Erholung ermöglichen

Links:
Die elektrischen Lampen sind genau dem Aussehen einer echten alten Schwarzwälder Bauernstubenfünzel nachgebildet und hängen traumlich von der wie geflochtenes Stroh wirkenden Decke herab

Unten:
Eine der gemütlichen Ecken unseres, im Stil einer Schwarzwälder Bauernstube, eingerichteten Gemeinschaftsraumes



Schon der Eingang zu diesem Gemeinschaftsraum wirkt ungemein anheimelnd, so daß sich die Gefolgschaftsmitglieder wirklich völlig dem Arbeitsbetrieb entziehen und der Erholungspause hingeben fühlen



Handgearbeitete Uhren an den Wänden passen sich vortrefflich dem Charakter der stillen Bauernstube an, auch wenn sie elektrisch betrieben sind.

Aufnahmen: Erich Bauer, „Führer“-Archiv

